



PeterLicht

**JA
OKAY,
ABER**

Roman

TROPEN



Tropen

www.tropen.de

© 2021 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Redaktionelle Bearbeitung: Katrin Blum

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung einer Abbildung von © Gettyimages/Postsumptio

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von ###

ISBN 978-3-608-50519-1

E-Book ISBN 978-3-608-11715-8

**ERSTER
TEIL**



1

Nach einer unangenehmen Nacht wache ich auf und beschließe, mich nun an meine Arbeit zu setzen, um endlich VORANZUKOMMEN.

Ich fahre in mein Büro. Die anderen sind noch nicht da. In der Teeküche steht eine wirklich gute und sehr große Kaffeemaschine. Alle sind Freunde der Kaffeemaschine. Niemand kann etwas gegen sie sagen. Sie ist eine gute Freundin. Man wärmt sich an ihr, wenn es kalt ist.

Bei meinem Büro kann man die Tür zumachen. Gottseidank. Aber natürlich hört man das Gemurschel, wenn die anderen draußen auf dem Gang unterwegs sind und ARBEITEN. Normale Coworking-Härte.

Ich habe ein Büro in einer Coworking-Einrichtung. Manche nennen es *Space*. Hier gibt es viele Menschen. Wir alle arbeiten für uns. Deshalb heißt es Coworking.

Wir alle saugen an der Zitze des Kapitalismus. Manchmal kommt etwas heraus. Davon leben wir.

Neben meinem Büro ist das Büro des Programmierers. Der Programmierer befindet sich in seinem Büro und ARBEITET. Er hat einen sehr schmalen Kopf mit büschelhaften Haaren und sieht aus wie derjenige, der *Warten auf Godot* geschrieben hat. Der Programmierer kommt um acht und geht um sechs. Wenn ich eine Atomuhr justieren müsste,

würde ich mich an den Arbeitszeiten des Programmierers orientieren.

Der Programmierer sitzt im Büro neben meinem. Nein, falsch, er steht. Aus einem Karton für Xerox-Toner und obendrauf einem viereckigen Spiegel, der mal im Klo hing, hat er eine Erhöhung gebaut. Ich dachte zuerst, es sei ein Stehpult, das stimmt aber nicht, es ist eine Erhöhung aus einem Karton und einem Klospiegel. Der Spiegel liegt auf dem Rücken und spiegelt die Decke. Oft sehe ich den Programmierer tagelang nicht. Er schlüpft ins Büro und schlüpft wieder raus. Man bekommt es kaum mit. Nie ist er draußen auf dem Gang. Er arbeitet an einem PROJEKT. Er braucht dafür seinen Computer und ein Telefon. Er hat mir schon mehrmals erklärt, was das ist, woran er arbeitet. Ich verstehe es nicht. Es hat irgendetwas mit Vernetzung und mehrfachen ANWENDUNGEN zu tun. Es ist wohl eine Programmierung, mit der sich unendlich viel Content miteinander verbinden lässt. Das spricht mich an. Unendlich viel Inhalt finde ich gut.

Immer wenn wir zum Mittagessen zum grünen Thai gehen, erklärt er mir aufs Neue, was er macht. Der grüne Thai ist nicht weit weg. Man braucht 5,5 Minuten, bis man da ist und sich hineingesetzt hat. Gottseidank ist auf der Straße vor dem grünen Thai fast nie Platz und wir setzen uns immer an die Tische, die drinnen sind. Straße: zu viel Wind, zu viel Sonne, zu viele Menschen, zu nah. Wir essen *drinnen*. Es gibt keine Toilette im grünen Thai. Ich habe nie verstanden, warum. Ich vermute, es hat mit den Barhockern zu tun, die im grünen Thai stehen. Wenn irgendwo Barhocker drinstehen, kann man das Klo entfernen. Das habe ich gelernt.

Für gewöhnlich verlassen wir den grünen Thai nach exakt 22 Minuten und gehen zurück in den Working-Space, um dort weiterzuarbeiten. Wenn wir aufstehen, muss ich aufstoßen, manchmal auch leise rülpsen. Ich weiß nicht, warum.

Bei den Programmierungen des Programmierers geht es um *Digital Health*, das hat er mir erklärt. Dieses Wort stört mich jedes Mal, denn das Digitale ist ja von sich aus immer gesund. Es gibt keine Ungesundheit in einer digitalen Maschine. Das Digitale ist immer rein und folgerichtig.

Der Programmierer hat einen sehr schnellen Schritt. Er ist, glaube ich, auf der Flucht vor dem Unnützen. Sehr gern schließe ich mich seiner Flucht an. Gehen heißt bei ihm Überbrückung von Transferzuständen. Er bevorzugt Sportarten, bei denen man auf bretthaften Konstruktionen verschieden gestaltige Flächen herunter- oder entlangrutscht. Er war mal Longboardlehrer. Einmal hatte er einen Job als Stuntfahrer für einen Hollywoodstar, der in einem schönen Film auf Island über eine ewig lange Serpentinstraße einen Gebirgsrücken hinunterrollte. Ich glaube, in seinem MIND ist der Programmierer nie mehr von diesem Longboard abgestiegen. Er surft auch gerne in eiskalten Gewässern. Am besten kann er denken, wenn er auf gerader Strecke in einem dahinschießenden Zug sitzt, am besten bei über 270 Stundenkilometern. Dann ist er *bei* sich. Auf gleicher Höhe mit seinen vorausseilenden Gedanken. Das liebt er und klappt seinen Laptop auf.

Der Programmierer trinkt keinen Kaffee mehr nach zwölf, er kann dann nachts nicht schlafen. Ich verstehe diese Entscheidung. Der Magen schläft mit. Wenn wir uns im grünen Thai erheben, drücken unsere Kniekehlen die Stühle nach hinten. Die Stühle sind sehr leicht. Ich bin

Gegner dieser Stühle. Sie sind aus durchsichtigem, glasig neongrünem Kunststoff. Die Stühle rappeln unangenehm hell tönend über die Fliesen, wenn man sie schiebt. Sie tanzen auf dem Boden wie Insekten auf heißen Herdplatten. Ich mag sie nicht. Für mich hätte man diese Stühle nicht erfinden müssen. Anders als die Antibiotika, die eine gute Erfindung sind. Mit ihnen hält der Programmierer seine Divertikulitis in Schach. Man weiß nicht, wann ein Schub kommt, und wenn er kommt, muss man schnell sein. Sonst entflammt das Divertikel tödlich im Inneren und der Darm birst.

Wenn der Programmierer aus dem Krankenhaus zurückkehrt, ist er immer bleich und dünn. Sonst nicht. Am Telefon ist er sehr schnell. Er kann programmieren und denken in einer Geschwindigkeit und Präzision, in der andere Leute beim Essen den Kiefer auf und ab bewegen. Eigentlich bin ich überzeugt, dass er ein Android ist. Wenn ich den Programmierer etwas länger beobachte, sehe ich unter seiner Schädelhaut immer artifizielle Konstruktionen hindurchschimmern. Seinen Blick kann man nicht beschreiben. Ich glaube, er blickt nicht.

Okay.

Ich bin in meinem Büro. Der Morgen ist frisch. Ich setze mich hin. Okay, Computer hochfahren. Ich beginne zu arbeiten. Ziel fest im Blick. Los geht's. Es geht voran.

Ja okay.

Aber das muss ich schon sagen: Kurz *bevor* es losgeht, muss ich feststellen, dass die Gedanken, die mir gerade noch vorauseilten wie eine Herde arabischer Rennpferde, also die Gedanken, sie halten ein wenig inne, die Pferde, die pferdhaften Gedanken, sie beginnen nun auf einmal et-

was, hm, wie könnte man es nennen, *etwas anderes*. Die vorausseilenden Gedanken beginnen zu ermüden. Sie lassen sich etwas auslaufen. Sie nehmen merklich den Schwung raus. Es ist eigentlich ganz schön anzusehen, wie sie den Schwung rausnehmen, fast schon elegant, sie verlieren diese unangenehme Spannung, man sieht die Muskulatur der Gedanken, wie sie sich angenehm entspannt. Auch die Sache mit dem Vorankommen. O Gott. Vorankommen setzt ja einen mitunter hohen Kraftaufwand voraus. Ich muss schon sagen. Was muss man für eine ENERGIE reinstecken, für ein richtig schönes VORANKOMMEN!

In Anbetracht des ganzen Kraftaufwandes in Zusammenhang mit dem vorankommen befällt mich ein anderer Gedanke. Ich denke: Oje, man kann nicht immer arbeiten. Oje, Leistungsgesellschaft. Oje, Neoliberalismus.

An die Tür meines Büros habe ich hochkant eine alte Schaumstoffmatratze gegurtet. Ich brauche sie, wenn schnelles Hinlegen angezeigt ist. Manchmal haut es mich einfach um vor lauter Kraftaufwand bei meiner ARBEIT, beziehungsweise meinem Leben. Dann muss ich nur das Band lösen und schon liege ich da. Das Gurtband, mit dem ich die Matratze an die kleine Tür meines kleinen Räumchens gegurtet habe, trägt den Produktnamen Quicky. Es hat eine Zurrfunktion und ist blau. Das tiefe Blau lässt einen an das Kretische Meer denken.

Mein Raum ist klein. Zu klein für einen etwaigen umfangreichen Liegebereich, mit dem ich schon manches Mal liebäugelte. Das Büro ist vielleicht doch eher ein Kabuff (oder Kabüffchen). Vermutlich diente es einmal der Beherrschung von Besen und Feudeln, die hier verräumt wurden, als die Etage noch nicht renoviert war. Jetzt ist hier alles anders. Obwohl ich kein Besen bin, halte ich mich trotzdem

in dem Raum auf. Ich tue das freiwillig und über längere Zeiträume. Ich muss sagen, ich *fühle* mich auch nicht als Besen. Die Erinnerung bezüglich der Besen ist aus dem Raum gewichen, soweit ich es überblicke. Manchmal jedoch ertappe ich mich bei eimerhaften Empfindungen. Sie sind undefiniert und gleiten vorbei im Strom des Tages. Manchmal befällt mich in meinem Kabüffchenbüro das Bedürfnis, es auszufegen. Manchmal möchte ich es auswischen, ich weiß nicht, woher das kommt.

Ich entgurte die Matratze und lege sie auf den Boden.

Ich nehme eine alte Woldecke und ein Kissen aus dem Büroschrank. Die Woldecke ist orangefarben und das Kissen bunt gestreift. Es ist, das sollte man vielleicht hinzufügen, ein wenig speckig und ausgebleichen (aber nur *etwas*). Ich ziehe außerdem die Schuhe aus. Es ist ein guter Vormittag mitten in der Woche, 10 Uhr 30, beste Kernarbeitszeit. Ich lege mich hin und beginne mit dem Vorgang des Einschlafens. Ahh, Schlaf. Komm, süßer Tod. Kurzentschlossen schlafe ich ein. Zack. Ich schlafe.

Hm. Aber nein. Es ist anders. Es ist zunächst nur ein sich ausdehnender Wunsch nach Einmündung in einen akuten Bereich von Einschlafung. Das hat zur Folge, dass meine Beobachtungsgabe absackt und ein Schatten der Unklarheit und Undefiniertheit über meinen Zustand fällt. Ich beginne abzusinken in die Unbewusstheit der Matratze, komme aber ins Zögern. Soll ich jetzt wirklich schlafen und der Unbewusstheit anheimfallen? Nein, denke ich, vielleicht besser doch nicht. Ich muss mich entscheiden und entschließe mich dazu, in den Entscheidungsprozess hineinzugehen. Ich weiß nicht, wo diese Entscheidungen herkommen. Es macht den Eindruck, als entstünden sie im MIND. Mein MIND ist ein poröser Knubbel. Und ich vermute

in ihm verschiedene Flüssigkeiten, die sich in unregelmäßigen Abständen fluten oder entleeren. Der poröse Knubbel wird – je nachdem – getränkt vom Schafsafte oder vom Es-geht-voran-Safte. Wässrige Informationen von Aktivität und Trägheit durchlaufen mich und die unendlich feinzweigigen und unerklärlichen Hohlräume und Kammern meines MINDS.

Also: Soll ich jetzt wirklich einschlafen?

Nein, sollte ich nicht. Ich entscheide mich anders. Obwohl, von *Entscheiden* kann eigentlich keine Rede sein, es *ergibt* sich, aber dazu später.

Ich dehne mich also wieder aus der Matratze heraus (sie ist noch gar nicht warm geworden), wundere mich über meine Gelenkigkeit, bäume mich auf und spüre einen gelinden ARBEITSWILLEN in mir. Ich strecke mich hoch, um an irgendetwas zu kommen, das sich willenlos beschriften lässt, denn ich habe bei meiner ARBEIT einen Gedanken bekommen und will ihn hinschreiben. (Verdammt nochmal, das ist doch ganz einfach.) Auf dem Tisch liegen Blätter und ein gelber Druckbleistift. Auch ein Computer steht dort. Ich ziehe mich an der Tischplatte hoch und will mich nicht lange mit überflüssigen Vorbetätigungen wie dem Hinsetzen oder Aufraffen aufhalten, ich möchte *jetzt irgendwie sofort* losarbeiten, denn ich habe *jetzt* einen ARBEITSGEDANKEN.

2

Der Coworking-Space, in dem ich arbeite, befindet sich in einem mehrgeschossigen Haus. Eine Vielzahl von Büro-Etagen und Stockwerken mit verschiedenartigen Nutzungen, die ich nicht überblicke, haben darin ihre Heimat. Wenn man auf meiner Etage die Tür öffnet, kann man den Coworking-Gang betreten. Ab hier verzweigt sich das Coworking-Reich. Es ist gefüllt mit Menschen. Ein dunkles Reich mit schweigenden Herumtapsern und Vorsichhinhockern. Die Herumtapser halten gerne Kaffeetassen in ihren Händen. Der heiße Kaffee wärmt die Kaffeehand, während die andere Hand, die ja auch noch am Körper angebracht ist, das Handy bedient, in dem sich die Gesprächspartner befinden. Manchmal erweist sich die Bedienung des Handys aber nur als der *Versuch* der Bedienung eines Handys. Das hat hin und wieder unerwartete Folgen. Mitunter ereignen sich nämlich in der Handyhand Fehlbedienungen, die dazu führen, dass in der Kaffeehand, also der Hand, die nicht die Handyhand ist, ein Missgeschick geschieht: Der Kaffee schwappt heraus. Es mutet an wie der Schmetterlingseffekt: Obwohl die linke Hand das Handy hält und bedient, verschüttet die rechte Hand den Kaffee. Sonderbar.

Entgegenkommende Herumtapser erschrecken sich dabei, denn die Herausschwappung des Kaffees beinhaltet

eine gewisse Gefährlichkeit für mitgeführte Blätter, Laptops und sonstige ARBEITSUNTERLAGEN, die sie unter den Arm geklemmt haben. Eine missliche Lage. Die Coworker haben, wenn sie über den Gang laufen, oft zarte Agglomerationen von Blättern und anderen Working-Gegenständen in ihre Achselhöhlen und Armbereiche geklemmt. Das sorgt während des ganzen Coworking-Tages für eine unterschwellige Anspannung im Space, denn nie weiß man, ob die ARBEITSUNTERLAGEN den Gang des Coworkers über den Flur unbeschadet überstehen werden. Die Flure sind eng, denn der Patron des Coworking-Spaces, der den Umbau des alten Baubestandes beauftragte, sorgte sich zuallererst um die Größe der einzelnen Büroräume, damit er mehr Space vermieten und mehr Ertrag erwirtschaften kann. Dann sind die Flure eben etwas kleiner. Ja okay. Aber wie wir ja alle wissen, kann man nicht den Kuchen essen und den Teig. Will sagen: *Einen* Tod muss man sterben.

Wenn ich auf den Gang trete, ziehe ich mir die Schuhe an. Hausschuhe trage ich nicht. Niemand trägt Hausschuhe im Working-Space. Nur im Hochsommer, wenn meine Füße es richtig wissen wollen, laufe ich barfüßig aus meiner Tür heraus.

In der Teeküche, die offen ist, und sich zum Gang hin öffnet, steht die Kaffeemaschine. Das wurde hier schon erwähnt. Sie ist groß und warm und lässt immer einen raus. Ein wirklich stattliches Ungetüm in der Größe eines Sargs. Sie stand einmal in einem florierenden Café. Niemand sagt etwas gegen sie, egal, was auch passiert.

Kurz vor dem Ende des Ganges ist der Working-Space der Allroundkünstlerin. Sie teilt sich ein Büro mit einer anderen Workerin, ich habe sie aber noch nie gesehen. Ich

glaube, sie macht irgendwas mit Sexualität. Was genau, weiß ich nicht, vielleicht stellt es sich noch heraus. Es könnte etwas Soziologisches sein. Oder ein Dessous-Startup. Ihr Raum überraschend groß. Ein grauer Linoleumbelag bedeckt den Boden. Das ist eine gute Idee, denn der Boden ist eigentlich uneben und garstig. Hier war wohl mal eine Werkstätte, in der mit schwerem Gerät schweres Zeug herein- und herausgebracht wurde oder hoch und runter. Ein schwerer Stahlträger mit einer Kette und einem übergroßen Stahlhaken daran, der an einer Öse befestigt ist, hängt über der Allroundkünstlerin, wenn sie in ihrem Working-Space sitzt und arbeitet. Die Wände sind dick, sie müssen viel Gewicht tragen. Durch sie hindurch hört man nichts. Es gibt keine Fenster. Aber das Dach ist aus Glas. Daher kommt das Licht. Man hat im Working-Space der Künstlerin keinen Blick nach draußen auf den Horizont. Man sieht nur den Himmel oder die Nacht.

Der Raum ist frisch geweißelt und macht einen guten und aufgeräumten Eindruck. Es ist alles neu. Das ist auch nötig, denn der Vornutzer dieses Raumes, ein Künstler, erhängte sich an dem Stahlträger, ich weiß nicht genau, an welcher Stelle, ich möchte es auch nicht wissen. Die Allroundkünstlerin sagt, es sei ihr egal, wo genau das war. Ich bin mir nicht sicher, ob sie die Wahrheit sagt. Sie könnte mit ihrem Schreibtisch genau darunter sitzen. Dann würden ihr die Füße im Nacken baumeln. Aber sie beharrt auf der Egalität. Man bekommt den Stahlträger nicht aus dem Raum heraus. Er ist zu schwer. Er hält die ganze Konstruktion und das Dach aus Glas, durch das das Licht fällt.

Die Selbsterhängung des Künstlers zog eine Kaskade von Umnutzungen, Neugestaltungen und Neuorientierungen

nach sich. Der letzte Lebenspartner des Künstlers arbeitet jetzt als Verleger gedruckter Kunst. Er verkauft große, bunte, sehr schön und sehr sachlich gestaltete Kalender, bei denen auf jedem Kalenderblatt statt Tagen und Zahlen der Schriftzug »Alles wird besser« geschrieben steht. Man kann monatlich umblättern, der Spruch bleibt an der gleichen Stelle. Es ändert sich nichts als die Farbe der Schrift.

Die Allroundkünstlerin sitzt am Schreibtisch ihres Büros. Sie schreibt einen Förderantrag an die Stiftung für Kunst. Sie braucht Geld. Denn sie möchte eine neue Performance machen und muss dafür ihre Leute bezahlen. Die Allroundkünstlerin war einmal eine Tänzerin. Das ist sie schon lange nicht mehr, sie ist jetzt die Regisseurin anderer Tänzer, Performer und Leute, die Licht machen, Texte schreiben oder tönen. Auch Filme dreht sie mittlerweile. Früher tanzte sie noch selbst in ihren Stücken. Damit hat sie aufgehört. Das Thema all ihrer Kunst, eigentlich ihres Lebens, ist die DIREKTHEIT. Man kann sagen, direkter geht es kaum. Auch die Allroundkünstlerin selbst ist *sehr* direkt. Ein guter Teil ihrer Knochen ist schon einmal im Einsatz durchgebrochen. Man könnte mit all ihren gebrochenen Knochen ein kleines Scherzskelett zusammensetzen, wie man es in Mexiko über die Tür hängt, um daran zu erinnern, dass man das Leben genießen sollte, oder man könnte mit den Knochen das Chassis für einen Wolpertinger basteln. Dann müsste man nur noch ein Hasenfell darübernähen und Elsterfedern anbringen und der Wolpertinger wäre fertig. Man hätte genug Material. Einmal brach sich die Allroundkünstlerin bei einer ihrer Performances das Jochbein. Sie konnte genau hören, wie es in ihrem Schädel knack machte. Es gibt Leute, die sagen, ihre Performances seien *krass*, aber das versteht sie nicht, sie sagt, die

Welt ist krass. Sie lügt nicht, wenn sie das sagt. Bei ihren Aktionen kann es passieren, dass ein Rudel nackter Martial-Arts-Kämpferinnen ein Auto vergewaltigt. Das letzte Auto, mit dem das geschah, war gelb und schwebte an einem Stahlseil. Ein Lamborghini. Das Publikum jubelte. Es ging dem Auto nicht gut. Die Allroundkünstlerin ist Feministin, geht aber davon aus, dass eine Erektion keine politische Handlung ist. Die Allroundkünstlerin hat ein hageres und etwas kantiges Gesicht in der Größe eines Schuhkartons für Kinderschuhe.

Sie heftet ihren kreisrunden Blick an die frisch geweißelte Wand ihres Büros. Sie sieht schön aus. Ihr Gesicht ist gegerbt und hat Falten des Ernstes. Man könnte mit ihr auf gute Weise alte Fotografien von Frauen aus der Großen Depression in Amerika nachstellen. Schwarz-Weiß-Aufnahmen, auf denen desillusionierte, alleinstehende und schlanke Frauen mit ihren verschmutzten Kindern am Straßenrand lagern. Die Frauen auf diesen Aufnahmen haben einen Blick, der ins Nichts geht.

Wenn die Allroundkünstlerin einen Antrag stellt, um an das Geld der Stiftung zu gelangen, ist das ein vollständig niederschmetternder Vorgang. Es ist ganz einfach: Bevor sie eine ihrer anarchischen, alle Regeln sprengenden Veranstaltungen unternehmen darf, muss sie das Wesen ihrer Kunst, ihre Anarchie und sich selbst durch ein alle Regeln erfüllendes Regelwerk zwingen. Sie muss in das MIND der Leute hineinschlüpfen, die ihren Antrag lesen werden, und sie muss sich in deren MINDS ausbreiten wie eine Gaswolke.

Alles sträubt sich in ihr. Sie ist ein Profi, und deshalb ist sie stärker als das Sträuben. Ihr Antragsknochen steht stabil. Aber hart ist es schon.

Die Stiftung für Kunst ist eine staatliche Institution. Sie verteilt Geld an Künstler, damit die Künstler Kunstprojekte machen können. Das Geld stammt aus den Lottoerträgen, die entstehen, wenn Lotto gespielt wird. Es gibt ein Gesetz, wonach von jedem Euro, der bei Glücksspielen erwirtschaftet wird, ein Prozentsatz an die Stiftung geht. Dadurch wird aus Glücksspiel Kunst, zum Beispiel vergewaltigte gelbe Autos. Die Stiftung hat viel Geld, der Fluss endet nie.

Das Coworking-Space hat einen langen Gang, der sich am Ende verzweigt. Dort sind die Räumlichkeiten eines weiteren Mieters. Es ist DER, VON DEM MAN NICHT WEISS, WAS ER TUT. Wahrscheinlich wohnt er in unserer Coworking-Einrichtung. Aber man weiß es nicht. Denn das geht natürlich nicht. Man kann hier nicht wohnen. Allenfalls mal eine Nacht verbringen ist okay. Oder auch mal zwei oder mehrere, wenn es nicht anders geht. Wegen der Arbeit. Also ich schlafe manchmal auch nachts hier. Vielleicht auch öfter. Was aber niemand mitbekommt. Das ist besser. Man muss sagen, eine gewisse Unbeliebtheit ummantelt den nächtlichen Schlaf im Büro.

Der, von dem man nicht weiß, was er tut, bezog seinen Platz schon lange, bevor hier wer workte. Er achtet ziemlich genau darauf, dass man nicht in seinen Raum (oder seine Räume) sehen kann. Es ist undurchsichtig, welche Funktion er hat und in welchem Verhältnis er zum Patron steht, dem hier alles gehört. Wir geben dem, von dem man nicht weiß, was er tut, die Miete und er leitet sie weiter. Außerdem kümmert er sich um die Kaffeemaschine. Er befüllt sie mit Milch und befreit sie von Kalk. Dafür nimmt er Zitronensäure, die er aber nicht aus Zitronen gewinnt.

Einmal stand bei ihm der Besuch einer Freundin aus

Polen bevor. Eine nicht mehr ganz so junge Frau mit hellen Haaren und dunklem Haaransatz. Ich erkannte ihren bevorstehenden Besuch daran, dass auf einmal ungewöhnlich viel Butter im Kühlschrank der Teeküche eingelagert war. Also ich muss schon sagen. Der Kühlschrank war gefüllt mit Butterpäckchen. Ein ungewöhnlicher Anblick. Niemand hier isst Butter. Und wenn doch, dann unendlich viel weniger. Diese Butter hätte für mehrere Jahre gereicht. Wäre wegen eines Stromausfalls der Kühlschrank abgetaut, wären wir alle bis zu den Knöcheln in Buttersoße gewatet. Ich fragte den, von dem man nicht weiß, was er tut, warum der Kühlschrank mit Butterpäckchen gefüllt sei, er antwortete, er bekomme Besuch. Okay. Der, von dem man nicht weiß, was er tut raucht. Er hat ein intensives Verhältnis zu dieser Tätigkeit, die sich auch auf die Farbe seiner Zimmerwände übertragen hat, die gelb sind. Ein schönes, ins Ocker gehendes Gelb mit einer starken Elfenbeinnote. Wenn man den Stoßzahn eines Elefanten vor seine Zimmerwand halten würde, hätte man Schwierigkeiten, den Zahn noch zu sehen. Ich kann das sagen, weil ich einmal an seiner spaltgeöffneten Türe stand, um ihm einen Brief zu übergeben, der in unseren Briefkasten geworfen worden war. Der Briefumschlag war handbeschrieben, und ich muss sagen, es war der einzige Briefumschlag, den ich je sah, der mit Sütterlin beschriftet und mit Euro frankiert war.

Der, von dem man nicht weiß, was er tut, neigt zu Unterhaltungen, die mich manchmal retten, wenn ich gerettet werden muss. Sie pflanzen sich allerdings bisweilen unendlich fort wie Seegras. Man muss sagen, wenn man in seine Fänge gerät, ist der Arbeitstag futsch. Das schadet dem Kapitalismus und der eigenen Terminsituation.

Die Belegschaft in unserer Coworking-Einrichtung fluk-

tuiert. Es kommen immer wieder Leute dazu und andere gehen. Man kann bestimmte Räume auch stündlich mieten oder tageweise. Die billigsten Plätze sind die Mehrfachschreibtische. Hier sitzen verschiedene Leute in einem Raum und arbeiten. Im Toilettenbereich befindet sich eine Dusche, die aber selten genutzt wird. In der Duschtasse stehen Putzeimer, aus denen Stiele von Putzwerkzeugen herausragen. Ich weiß nicht, wer sie benutzt.

Auch eine Außenstelle eines Callcenters befindet sich auf unserer Etage. Aus den Räumen dringt ein babylonisches Sprachengewirr der Aggression und Traurigkeit. Alle dort angestellten Menschen müssen den ganzen Tag reden. (Meistens geht es um *Probleme*.) Das ist schlimm. Noch schlimmer allerdings ist die seelische und psychische Verheerung, die dieses ewige Reden mit sich bringt. Über der Hölle des Callcenters befindet sich im darüberliegenden Stockwerk die GESUNDHEITSETAGE mit verschiedenen Chiropraktikern, Osteopathen und Heilpraktikern. Auch sie haben viel zu tun. Immer wieder gibt es Mitarbeiter der beiden Unternehmen, die, inspiriert von dem jenseits des Betons stattfindenden Business, versuchen, die Seiten zu wechseln. Doch das ist noch nie gut gegangen. Es ist noch nie aus einem Callcenter-Agenten ein guter Chiropraktiker geworden und umgekehrt, obwohl man sagen muss, dass durchaus der ein oder andere Agent in der Lage ist, aus einem Menschen ein Knackgeräusch zu entlocken.

Oft sitzen bis zum Anschlag ausgeschwafelte, traurige Callcenter-Kreaturen bei uns in der Teeküche neben der großen Kaffeemaschine und können nicht mehr. Den ganzen Tag flossen ihnen die Worte aus den Mündern. Jetzt ist den Agenten der Mund abhandengekommen. Man kann

ihnen keine Silbe mehr entlocken. Das nervt. Man möchte ja mit den Leuten, wenn sie schon hier rumsitzen, auch ein Kaffeeschwätzchen halten. Also ich muss schon sagen. Ich kann mit jedem ein Gespräch führen, denn ein Gespräch ist ja auch nichts anderes als die Beschriftung einer Schallwelle. Aber wenn die Leute nicht *reden*, also, wenn ihnen der Mund fehlt, dann staut sich in mir auf dem Komposthaufen meiner Emotionen etwas an. Und es kompostiert sich ein unangenehmes Gekrümel heraus, das ich nicht schätze. Ein Gekrümel des Unausgesprochenen. Gerade mit den schwatzbegabten Agenten möchte man doch wohl etwas schwatzen dürfen! Also ich bitte Sie! Wenn das nicht stattfindet, hat man das Gefühl, man würde versuchen, mit einer Schreibmaschine zu schreiben, der man alle Buchstaben entfernt hat.

Man erbarmt sich also der Callcenter-Leute und lächelt sie freundlich an. Man päppelt sie auf, indem man ihnen einen Cappuccino einträufelt. Erst passiert nichts. Dann aber fangen sie langsam an, ihre Sprache wiederzufinden. Sie öffnen den Mund mit einer Mundstellung, die Krippenfiguren haben, die eigentlich Trompete spielen, bei denen aber die Trompeten verloren gegangen sind. Die Callcenter-Agenten haben grauenhaft wundgeschwätzte und wortlose Mundhöhlen. Wenn man geduldig ist, kann man dann irgendwann beobachten, dass ihrem Mund etwas entströmt. Es ist ein Wort. Sie sagen zum Beispiel: »Hackbraten«. Man schaut ihnen bewundernd zu. Es ist wie beim Titanenwurz, der Blume, die nur alle sieben Jahre einmal blüht. Sie stinkt bestialisch, ist aber wunderschön und bringt die größte Blüte des Pflanzenreiches hervor. Überall ist nachzulesen, dass das ein spektakuläres Blühereignis ist. Wenn die Callcenter-Leute nach dem Cappuccino wieder zu sprechen be-

ginnen, sagen sie manchmal auch »Kundenorientierung« oder »Nachhaltigkeit«. Wenn sie »Flexibilität« sagen, muss man aufpassen. Manchmal fallen sie dann einfach um und knallen mit der Stirn auf die Tischplatte. Es ist also Vorsicht geboten. Wichtig ist es, sie fest im Blick zu behalten, um sie notfalls mit einer schnellen Greifbewegung abzufangen, *bevor* sie die Tischplatte erreichen. Oft haben Callcenter-Agenten flache, wenig gewölbte Stirnen.

3

Auf dem Tisch in meinem Büro versuche ich, den Arbeitsgedanken wiederzufinden.

Hauptsache, jetzt erstmal loslegen, damit ich endlich VORANKOMME. Zu mehr als auf die Knie stützen reicht es nicht. Muss ja auch nicht, Kräfte sparen, geht es mir durch den Kopf. Knien ist doch auch okay. Ich stütze mich mit den Unterarmen auf den Tisch. Es ist eine gebetsartige Haltung. Der Tisch steht unmittelbar neben der Matratze.

Ich knie an meinem Tisch und arbeite. Im porösen Knubbel meines MINDS vermute ich irgendwo in den unendlich fein verzweigten und unerklärlichen Hohlräumen und Kammern ein Trägheitszentrum, in dem sich über all die Zeit eine gallertartige Substanz der Trägheit gebildet hat. Ich vermute, dass sich von dort immer mal wieder Gallerttropfen von Trägheit lösen, die dann in meine Existenz hineintropfen und hochkonzentriertes Nichtstun verbreiten. Aber vielleicht verhält es sich auch anders. Ich bin mir unschlüssig, verfolge diese Unschlüssigkeit aber nicht weiter. Die Gallerttropfen der Trägheit versauen meine Aktivbilanz.

Aber okay, immerhin bin ich nicht eingeschlafen, das ist ja schon mal was, immerhin knie ich workingbereit an der Tischkante. Es ist alles da:

- Gedanke, der gekommen ist

– Schreibtisch

– Büro

Los geht's. Arbeit, ich komme.

Es geht los.

Bevor es allerdings losgeht, das muss man sagen, ereignet sich in mir noch eine untergeordnete Minimalfragestellung, von der nicht klar ist, ob sie es überhaupt wert ist, bearbeitet zu werden, denn die Gefahr der späteren Überflüssigkeit ihrer Bearbeitung wegen der Hineinführung meiner Arbeitsaktivität und meiner Existenz in ein sinnloses Nichts ist offensichtlich. Aber okay, erstmal egal. Es ist eine grundsätzliche und lebenstaktische Überlegung. Es ist die Frage danach, was mich hier hält. Ich habe einen Workinggedanken und will ihn hinschreiben, damit ich ihn weiterbearbeiten kann, aber ich frage mich: Ist es der Stift, der mich hält, oder das Wörtchen, das vorne aus dem Stift herauskommt? Ist doch egal, denke ich mir, ist doch echt egal. Oder sind es meine Knie oder Unterarme, die mich halten? Ist doch auch echt egal. Ich weiß nicht, ob ich diese untergeordnete und sporadisch aufgeflackerte Begleitbetrachtung über die Frage, was mich hält, jetzt wirklich noch bearbeiten soll, oder ob ich sofort den Workinggedanken auf das Blatt kritzeln soll. Jetzt schreib doch erstmal den Workinggedanken hin, denke ich mir. Hauptsache, es steht mal was *da*. Dann kann ich immer noch die Vorüberlegungen bearbeiten. Ich halte inne. Die Kugelschreiberpaste am Ende des Kugelschreibers wartet.

Okay, jetzt mal gaaaanz langsam, denke ich mir, das hat doch alles keinen Wert, wenn ich mir nicht *treu* bleibe. Und Treubleiben heißt, die Fragen, die im Raum stehen, auch zu beantworten. Also die Frage: Was hält mich? Eigentlich

keine schlechte Frage. Aber ich bin ratlos. Ich weiß nicht, was mich hält.

Es ist ein Kreuz mit all diesen Überlegungen, ich kann sie nicht ablegen, sie tuckern unermüdlich vor sich hin. Ich kann die Gedanken nicht abstellen, ich kann sie nur in Schach halten. Ich fühle mich wie ein Mensch, der in einem gebrochenen Deich steht und mit bloßen Händen das Wasser aufzuhalten versucht. Man muss sich Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen, ja okay, aber niemand hat gesagt, dass man sich Sisyphos als einen durch und durch durchnässten Coworker vorstellen muss, der im gebrochenen Deich seiner Entscheidungsfreude mit bloßen Händen die Flut der Gedanken aufhalten soll, also *davon* war nicht die Rede.

Ich drücke den Stift, den ich in Händen halte, und warte, welches Wort kommt. Erst kommt nichts, dann aber lese ich »Sisyphos«. Ah, okay, das kenne ich irgendwoher. Ich greife wahllos ein weiteres auf dem Tisch liegendes Blatt und kratze Worte darauf. Die Worte gleichen Schlangen. Kann keine Sau lesen beim Abtippen später, kratze sauberer, herrsche ich mich an (wenn man in diesem Bewusstseinszustand von *anherrschen* sprechen kann, was man, wie ich später recherchiere, nicht kann). Ich richte ein inneres Wort an mich: Kratze sauberer! Sauberer kratzen heißt aber auch *langsamer* kratzen. Und Langsamkeit ist natürlich jetzt gerade der absolut *falsche* Tempozustand! O Gott, ich werde *müde*, wenn das hier so *langsam* vor sich geht, oje, was für eine Arbeit! Ist das *träge*, o Gott. Ich muss es *schneller* angehen, sonst falle ich in die Matratze wie in eine fleischfressende Pflanze! Über diese Selbstermahnung, die wie von selbst in mir entstanden ist, gelange ich auf ein höheres

Energieniveau. Das ist zwar von außen und auch in mir drinnen nicht erkennbar, aber mit jeder Ermahnung steigert es sich. Ich empfinde mit unbewusster Erleichterung ein sanftes Gefühl von Strenge, die in der gerade stattfindenden Situation wohl erforderlich war, um die immer noch nicht geklärte Frage um das Wesen meines Halts zu ihrem Ende zu führen. Ich knie wie eine biblische Gestalt auf der total durchgelegenen und von mir auf den Boden gelegten Arbeitsmatratze, in meinem Büro in der Coworking-Etage und arbeite und arbeite und arbeite, und merke gar nicht, wie mir die Knie weh tun! Warum?! Um Gottes willen warum?! Und wer ist schuld?!

Wer?!

Ich halte wiederum inne und denke nach. Mit einem Mal ist es mir klar: Ah! Ah, es ist das Laminat! Es ist wegen des verdammten Laminats! Das Laminat ist hart wie Stahl. Die durchgelegene Matratze liegt direkt darauf. Meine Knie drücken gewissermaßen ungedämpft ins Laminat. Oh, du! Du richtest meine Knie zugrunde! Laminat! Ick hasse dir! Mögest du zur Hölle fahren! Damit ist eigentlich alles gesagt. Ich könnte an dieser Stelle zum weiteren Verlauf des Arbeitstages übergehen. Es tut nicht not, hier weiter auf dem Laminat herumzureiten. Doch ich *will* es nicht dabei belassen. Das ist doch noch nicht alles! Es drängt sich in mir. Die Verhältnisse müssen ALS DAS BESCHRIEBEN WERDEN, WAS SIE SIND. VERDAMMT NOCHMAL. Einer muss es ja tun. Laminat! Du Hund! Nimm dies! Aus der Wut gebäre ich ein Gedicht:

Laminat!

Du hässlichstes

und

die hässlichsten Geräusche produzierendes
Bodenbelagmaterial!
Ich laufe widerwillig über Dir,
doch obwohl ich über Dir laufe, so beherrscht dich nicht!
sondern:
Du beherrscht mich!
Laminat!
Du bildest aus Metallteilen (wie zum Beispiel Teelöffeln),
die meinen Fingern entgleiten,
die allerhässlichsten Klackgeräusche, wenn sie auf dich fallen!
Laminat! Du schändest meine Ohren, Du schändest meine Augen,
Du schändest meine Knie!
Du bist aus Plastik geschaffen! Warum geschah das nur?

Warum tut das der Mensch? Warum schuf er dich?! Laminat?!
Warum?!
Doch siehe!
Es waren keine Menschen, es waren Monster, die dich schufen,
Bodenbelagsmonster, sie formten dich nach ihrem Ebenbild,
Laminatmonster!
Aber es kommt noch droller!
Die Bodenbelagsmonster arbeiteten nicht für sich, als sie dich schufen!
Sie schufteten für etwas Großes, etwas sehr Großes,
nämlich für eine Bodenbelags-INDUSTRIE
denn
ein einzelner
Mensch
kann
so was wie
Laminat
gar nicht selber erfinden!
Einen Prototypen herstellen!

*Und dann in Serie produzieren und über die Welt fallen lassen
wie Bombenteppiche
über hilflose Städte
Dörfer
und Gemeinden!
Und da liegt das Zeug dann in den Zimmern
und wir tapsen darüber!*

*Das kann nur eine INDUSTRIE!
Die LAMINATINDUSTRIE!*

Ich trinke einen Schluck zimmerwarmen Wassers aus dem Kaffeebecher, der auf meinem Schreibtisch steht, und schreibe weiter:

*Also, wir alle wissen:
Alles, was irgendwie in Zusammenhang mit Laminat steht, ist
auf das Alleräußerste hässlich!
Möge es verbannt sein
aus der Welt!
Aus der Lebensumgebung
aller
empfindsamen
Regungen
und
Empfindungen
fähiger
Menschen!*

Hier endet das Gedicht. Es gefällt mir gut und entspricht meinem Gemütszustand.